

(Nachdruck verboten.)

14) Eine Pilgerfahrt.

Von Johan Bojer.

Autorisierte Uebersetzung von Adele Neustädter.

Seit den fünf Monaten ihrer Verheiratung hatte Regina immerfort eine Zangriffnahme hinausgeschoben. Während der paar Monate, die sie im Auslande verbrachten, hatte sie gedacht: „Erst, wenn wir zurückkehren.“ Und als sie zu Hause waren, wollte sie erst das Haus in Ordnung bringen. Sie wollte sich nicht eingestehen, daß dieser herzengute, verliebte Mann auf sie wirkte wie das Kaminfeuer auf den frierenden, ins Zimmer tretenden Menschen: Er erweckte gute Gefühle in ihr. Es war ihr auch völlig neu, daß plötzlich jemand existierte, dem sie die ganze Welt bedeutete. Sie wurde kraftlos. Im Scheine seines Glückes verkrochen sich ihre bösen Mächte. Erst als sie nach und nach einige Fehler an ihm entdeckte, wagten sie sich wieder hervor. Nun erwachten tausend Selbstwürfe. Aber sie schob alles immer wieder hinaus. Es war so herrlich hinzudämmern, und sie fürchtete den Augenblick des hellen Erwachens.

„Willst Du Dich heute Abend nicht hinlegen?“ sagte er, nachdem er ins Taschentuch gespuht hatte.

„Nein,“ dachte sie und warf sich seitwärts, „jetzt muß es geschehen.“

Sie begann wie zufällig, den Rauchwolken nachblickend: „Höre, lieber Freund, etwas hast Du mir eigentlich nie erzählt.“

„So—o?“ Es klang etwas schläfrig.

Sie rauchte und rauchte. „Sage mir, wie so kam ich eigentlich hierher?“

Sie schloß anscheinend die Augen, konnte jedoch trotzdem jeden seiner Gesichtszüge beobachten.

„Ich habe es Dir bestimmt schon tausendmal erzählt.“

„Nein, gar nichts hast Du mir erzählt. Du verheimlichst mir alles.“

Er lachte. „Ich habe wirklich nichts zu verheimlichen, Liebling. Ich schrieb an meinen Freund Professor Gregersen und frug an, ob er mir nicht eine norwegische Haushälterin verschaffen könne — das ist alles.“

„Aber weshalb wähltest Du gerade den Professor bei diesem Auftrage?“

Sie öffnete die Augen und versuchte ihn anzulächeln.

„Liebling, weil er ein Jugendbekannter von mir und aus derselben Stadt gebürtig ist. Ich erwähnte die Angelegenheit zufällig in einem an ihn gerichteten Briefe. Aber willst Du denn diese Nacht nicht zu Bette gehen?“

Er sprach etwas mürrisch.

Sie warf die Zigarette fort. Sie mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um nicht aufzufahren und in ungeduldiger Wut loszubrechen. Aber sie zwang sich zum Lächeln und blickte in die Höhe.

„Höre,“ sagte sie und schüttelte erstaunt den Kopf, „solch ein Professor in einer Entbindungsanstalt hat wohl viele merkwürdige Frauen in Behandlung?“

„Ja, das kannst Du Dir doch denken.“

„Wenn er Dir nun eine dieser Frauen geschickt hätte?“

Er schnappte nach Luft: „Was Du wieder für Einfälle hast.“

Nein, dieser Mann wußte nichts. Um den letzten Rest des Zweifels aus ihrer Seele zu legen, eilte sie jetzt zu ihm, setzte sich auf den Beistand, faßte seinen Kopf zwischen den Händen und lächelte ihn liebevoll an. Er fühlte sich glücklich, wollte sie an sich ziehen, aber sie wehrte sich scherzhaft.

„Höre, lieber Freund, Du bist doch ein ganz merkwürdiger Ehemann!“

„Bin ich das?“

Und tollkühn fuhr sie fort: „Jawohl, das bist Du. Du hemmst Dich gar nicht, etwas über mich zu erfahren. Du fragst nie, was ich erlebt habe!“

Ein schmerzlicher Zug überflog sein Gesicht.

„Nein, Du bist ja über Deine Person stets so wortkarg gewesen.“ Und er fuhr fort, während er über ihr Haar strich:

„Aber ich bin so glücklich, Dich zu besitzen, nehme Dich, wie Du bist. Ich kann auch nicht alles Mögliche zugleich verlangen, aber wenn wir uns völlig zusammen eingelebt haben, und Du mehr Vertrauen zu mir faßt, so kommt mit dem Vertrauen alles wohl von selbst.“

Er blickte sie mit glücklichen Augen an.

Und wieder wirkten diese wenigen liebevollen Worte so sehr, daß ihr Herz erglühte, und ein Schluchzen ihren Hals beengte. Aber sie beherrschte sich und platzte los:

„Höre, Deine unverheiratete Schwester in Christiansand sollte eigentlich ein Kind adoptieren. Es ist doch unangenehm, so allein zu sein.“

Und sie beobachtete wieder jede Linie in seinem Gesicht und fügte lächelnd hinzu: „Wenn wir zum Sommer nach Norwegen reisen, werden wir dann Deine Schwester besuchen?“

„Ja, sie wird sich darüber wohl sehr freuen, und dann kannst Du ihr ja diesen Vorschlag mit dem Kinde machen.“

Er lachte ein aufrichtiges, ehrliches Lachen.

Jetzt gab es keine weiteren Zweifel. Er wußte nichts, und seine Schwester, nein, sie war es nicht.

Sie begann sich auszukleiden, und als sie sich niederlegte, schnarchte Flaten schon. Sie blickte seinen großen fleischigen Kopf an. Er schlief, schlief, schlief. Der Tanz hatte ihn völlig erschöpft. Er hatte sich ja auch möglichst lange widersetzt, als sie beim Mittagessen den Einfall bekam, man möge nach dem Kaffee versuchen, die Gipsenster aus den oberen Sälen herauszutragen.

So war dies also auch ins Meine gebracht. Als sie damals vor dem Altare standen, hatte sie sich darauf gesteuert, daß er ihr Erretter sei, sie aus dem Elend herausgeleitet würde. Und jetzt? Jetzt blieb nur der Reichtum übrig. Er selbst jedoch? ...

Die Nachtlampe warf einen grünlichen Schein über sein Gesicht. Der Adamsapfel sprang bei jedem Atemzuge, und sie starrte seine fleischige Gurgel an.

D, hatte sie wieder in einem Augenblick gehandelt, da ihre Urteilskraft aus Verzweiflung blind war, und sollte sie jetzt ganz erschreckt über ihre Tat erwachen? Falls diese Ehe sie nun ihrem Ziele nicht um einen Schritt näher brächte? Wenn sie statt dessen nur Zeit vergeudete, im Wohlleben indolent wurde, oder sich durch tägliche Sorgfalt und Liebe überwinden ließ? Sie hatten vielleicht damit gerechnet, alle diejenigen, die ihr das Kind gestohlen. Vielleicht bildete diese Ehe ein Glied in ihrer Berechnung. Und sie irrten sich nicht.

„Nein, sie behalten recht!“ klang es zornig in ihr. „Du verschläffst Deine heiligste Lebensmission. Wenn man Dir nur die Wangen streichelt, so fällst Du sofort zu Füßen und vergißt jede Schmach von gestern. Sie irrten sich nicht!“

Draußen bließ der Wintersturm heftiger und heulte unheimlich durch die Nacht.

XIV.

Als Regina sich entschlossen hatte, Flaten zu heiraten, vermochte sie nicht zu überlegen, wie sie wieder von ihm loskommen könne. Aber jetzt konnte diese Frage nicht länger zurückgehalten werden. Falls sie den Gedanken nicht aufgeben wollte, ihr Kind einmal wiederzufinden, so daß sie die Maske abwerfen und endlich wieder ehrlich und wahrhaft werden konnte, so mußte sie jetzt einen Ausweg finden, von ihm loszukommen. Er war nicht länger der Erretter, und er war nicht allein überflüssig, er hielt sie nur gebunden.

In den finsternen Wintertagen ging sie allein durch die großen Zimmer, während Flaten auf dem Bureau war. Jede Arbeit war ihren Händen entrisen, weil sie an Flaten und ihre Ehe erinnerte. Wenn es in den Zimmern dämmerte, mußte sie ihn erwarten. Wenn jedoch seine Rückkehr nahte, befahl sie ein Grauen. Denn seine Liebe und Sorgfalt entwaffneten sie und machten sie schwankend. Was sollte sie tun? Woche auf Woche verstrich, und sie ließ die Zeit verstreichen und legte die Hände in den Schoß.

Der Mutter schrieb sie kurze, fast geschäftsmäßige Briefe. Statt liebevoller Worte legte sie eine Banknote bei. Die Briefe der Mutter steckte sie in die Tasche und ließ sie wochenlang uneröffnet. Als erblicke sie in der Schrift der Mutter ein Gesicht, das sie sich anzusehen schämte.

Während der finsternen Vormittage saß sie in dem kleinen Zimmer, das jetzt für sie bestimmt war, und vertrieb sich die

Zeit mit Teetinken und Zigarettenrauchen. Die Glut im Kamin spiegelt sich flammend in der silbernen Kanne und dem schönen Porzellan, und der Rauch spannte sich in feinen, blauen Streifen durch den kleinen finsternen Raum.

Und je länger sie das tatkräftige Handeln hinausschob, um so mehr verlor sie sich in schöne Träume über ihr Kind.

Sie erforderten kein Verbrechen, sie verursachten kein böses Gewissen. Wenn sie ihren Sohn endlich fand, wie wollte sie ihn dann erziehen! Und sie sah sich als stolze grauhaarige Mutter, er war ein hervorragender Mann geworden, den alle achteten und liebten. Sie würden im Auslande wohnen, und sie würde wieder ihren Mädchennamen annehmen, und sich Frau Nolt nennen. Der Knabe sollte auch ihren Namen tragen. Sie schloß die Augen. Und sie wohnte später mit ihm in einer Villa am Mittelländischen Meere, und sie ging in einem großen Blumengarten spazieren und pflegte nur ihre Lieblingsblumen. Des Abends, wenn der Mond über den dunklen Cypressen stand, würden sie sich auf einen Balkon setzen und Heimatlieder singen. Sie schritt an seinem Arm durch die Kirche, die Orgel ertönte in dem großen Gewölbe, aber jetzt erregte sie nur ihre Freude. Sie hatte alle Sünden gesühnt, und sie lebte rein und entzugend wie eine Nonne.

Wenn Platen an der Korridortüre den Schlüssel drehte, fuhr sie jäh zusammen. Der Traum verflog und die Wirklichkeit verlangte ihr Recht. Wie lange sollte dies wohl noch dauern? Wie lange sollte sie eine Liebe heucheln, wodurch sie sich immer widerwärtiger erschien, die ihr das Gefühl verlied, sie sei um kein Haar besser, als eine Straßendirne.

Sie versuchte sich hier durch Träume und leere Vorätze zu beruhigen. Und die Zeit verstrich, verstrich. Angenommen, ihr Kind wäre krank. — Jetzt war es ein und ein halbes Jahr alt, konnte sprechen und hatte Zähne. Und sie ging hier herum. Wenn sie neue Kleider bekam, konnte sie sich sogar vor dem Spiegel daran erfreuen, gerade als seien diese Kleider nicht durch Schmach erkaufte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zitate.*

Von Leo Berg.

Warum zitieren wir eigentlich? Was bedeuten die Zitate in unseren Darlegungen? Durch die Häufigkeit und die Art ihrer Zitate scheiden sich die Schriftsteller geradezu in verschiedene Kategorien. Was aber das Zitat fast immer zu einer Zweideutigkeit und großen Lüge in der Darstellung macht, ist das Durcheinander von Motiven beim Zitieren, und daß bei einer undisziplinierten Literatur das Zitat beinahe jedes Mißbrauchs fähig ist.

Zunächst war und ist das Zitat ein Beweis. Roma locuta est. In der Bibel steht geschrieben. Das Zitat ist hier nicht mehr und nicht weniger als die höchste und letzte Autorität, die alle Meinungsverschiedenheiten oder Auslegungen schlägt. Das Zitat hat also die Tendenz, alle Kritik und jeden Zweifel zum Schweigen zu bringen und einen Sinn nur dort, wo eine Autorität anerkannt wird. In der Wissenschaft zum Beispiel, indem entweder ein Gelehrter ein so großes Ansehen genießt, daß er als eine Art höherer Einheit wissenschaftlichen Geistes gilt, sei es wegen seiner ganz allgemeinen Bedeutung (als Philosoph), sei es wegen seiner umfassenden Kenntnis vieler oder aller Spezialgebiete (als Polthistor), oder indem er gerade wegen seiner Fachgelehrsamkeit ein bestimmtes Gebiet allein beherrscht, so daß man sich bei des einen oder anderen Diktum beruhigen muß und sich sagt: besser kannst du's auch nicht wissen und kein anderer sonst. Heute gelten namentlich die letzten Autoritäten, weil sich die Wissenschaften derartig zersplittert haben, daß jeder auf die Resultate und Anschauungen anderer angewiesen ist und namentlich die von ihnen gefundenen Tatsachen annehmen muß. Eine Statistik ist weiter nichts, als das Zusammenfassen vieler Einzelarbeiten, also die Quelle ebenso vieler Irrtümer wie Wahrheiten.

Eine besondere Form des Beweises wird das Zitat als eine demonstratio ad oculos; nämlich in der Kritik, wenn es gilt, die Güte oder Schwäche eines Werkes zu zeigen. Um das lobende oder tadelnde Urteil einer Gedichtsammlung zu begründen, zitiert man gern ein paar Verse oder Lieder. Und hier beginnt bereits die große Lüge eines Zitats, denn es bekommt eine suggestive Bedeutung. Wenn man eine Dichtung über den grünen Alee lobt, so wird jedes Zitat auf naive Gemüter in diesem Sinne wirken, und die dümmsten Verse können beweisen, daß einer ein hervorragender Dichter ist; sollen und können es. Denn die Kritik hat den Leser in jene Stimmung versetzt oder doch vorbereitet, nunmehr Tiefsinniges,

Feines oder Dummes zu vernehmen. Und dann vernimmt er es auch. Macht man ein Buch lächerlich, so wird ein Zitat sehr leicht lächerlich wirken, auch ohne es zu sein. Es wird ihm eine Beweisraft zugeschrieben, die es gar nicht hat, ganz abgesehen davon, daß man den Kritiker ja schon glauben muß, daß er auch wirklich charakteristische Stellen zitiert und das Zitat nicht außerdem dadurch fälscht, daß er es aus dem Zusammenhang reißt, gar nicht davon zu reden, wenn er überhaupt falsch zitiert.

Hier ist das Zitat kein Beweis mehr, sondern besten Falles nur ein Beispiel, ein charakterisierendes oder darstellendes Moment. Wie der Dichter einen Menschen charakterisiert durch das, was er ihn tun oder sagen läßt, so charakterisieren wir den Dichter durch das, was wir von ihm zitieren. Um einem Kritiker Zitate zu glauben, muß man ihn schon für einen darstellenden Künstler halten. Die Wichtigkeit des Zitats genügt hier so wenig, wie eine einzelne Realität beim Dichter. Es kommt nicht darauf an, ob ein bestimmter Zug in einer Dichtung richtig oder falsch wiedergegeben ist, sondern ob er sich eignet, eine Gestalt oder Situation zu veranschaulichen. Das Zitat soll den Leser zwingen, ein Werk so anzusehen, wie es der Kritiker ansieht oder angesehen wissen will. Dieses scheinbar objektive Kriterium (denn was kann man mehr tun, als den Dichter selbst zu Worte kommen zu lassen?) ist in den meisten Fällen gerade das subjektivste Moment der Kritik.

Sehr häufig soll ja ein Zitat nur ein Urteil, eine Meinung oder eine Kritik unterstützen. Es wirkt also nur, wenn Urteil, Meinung oder Kritik in sich selbst schon begründet sind. Hier beginnt aber der allergrößte Schwindel, der mit Zitaten getrieben wird. Der Zitierte bekommt die Bedeutung des Gewährsmannes; zu solchen wird er indessen häufig genug willkürlich gestempelt. Jemand beruft eine Meinung oder stellt eine Theorie auf und glaubt, sie dadurch stützen zu können, früher zu müssen, daß er sich auf die Meinung anderer beruft. Zunächst appelliert er an den Aberglauben, etwas sei wahr und dürfe geglaubt werden, weil es auch andere oder gar viele für wahr halten. Zweiter Aberglaube: wenigstens die Meinung dieser sei beweiskräftig, die auch sonst hohes Ansehen unter den Menschen genießen. Sich auf Aristoteles, Kant oder Goethe berufen, gilt diesen immer noch als beweisen. Wofür diese Herren alles herhalten müssen, spottet jeder Beschreibung, es spottet sogar jeden Spottes. Deshalb, weil Goethe oder Kant etwas gesagt hat, muß es noch nicht wahr sein, es muß nicht einmal für sie selber wahr sein, es braucht auch nicht einmal ihre Meinung gewesen zu sein; denn daß Schriftsteller oft zitiert werden mit Sätzen, in denen sie gerade das bestreiten, was sie beweisen sollen, ist ja keine seltene oder unbeachtete geliebene Erscheinung in der wissenschaftlichen Literatur. Und wenn er es auch positiv so gemeint hat, so braucht er es doch nicht sein ganzes Leben lang so gemeint zu haben. Ein Geist wie Goethe revidiert doch seine Ansichten fast jedes Jahr; was er mit dreißig Jahren gemeint hat, braucht er doch nicht auch mit fünfundsiebzig Jahren gemeint zu haben. Es ist also gar nicht die Meinung Goethes, die zitiert wird, sondern Goethes im ein- unddreißigsten Jahre, also in einem bestimmten Entwicklungsmoment. Weil das aber der Leser nicht immer selbst wissen oder kontrollieren kann, so nimmt er als die Meinung Goethes, was dieser nur ein Jahr oder eine Woche lang selbst geglaubt hat. Das schlimmste, weil gefährlichste, ist, daß dieser Schwindel gewöhnlich gar nicht bewußter oder gewollterweise inszeniert wird, sondern meistens ganz naiv entsteht. Nämlich auf folgende Weise: weil wir glauben, daß wir etwas beweisen oder doch bekräftigen können, wenn wir uns auf die Ansicht anderer beglaubigter Autoren berufen dürfen, so durchstöbern wir die Weltliteratur nach Sätzen, die unsere Gedanken belegen können. Und dann ist uns natürlich alles recht, was uns in den Kram paßt, genau wie dem Politiker oder Naturforscher jede Tatsache, die ihm für seine Zwecke tauglich scheint. Darin war schon Schopenhauer ein wunderbarer Heiliger. Es kam ihm nicht darauf an, einen Autor, den er uns eben selbst verdächtig gemacht hat, zu zitieren, wenn er ein Wort bei ihm fand, das seine Ansichten unterstützen konnte. Etwas Komisches ist in dieser Hinsicht jüngst Frh. Mauthner passiert. In seiner sonst famosen Schrift gegen Aristoteles geht er gerade von dem Manne aus, dem Aristoteles im modernen England fast einen neuen Ruhm verdankt, Beweis, und der als Heuilletongest nicht einmal was beweisen würde, wenn er sich wirklich für Mauthner benutzen ließe. Der Mann, den Mauthner als seinen Vorgänger betrachtet, beginnt seine Schrift über Aristoteles mit Sätzen, wie: „Es ist schwer, von Aristoteles ohne Uebertreibung zu sprechen. . . Die Geschichte. . . staunt ihn mit Bewunderung an. . . seine Leistungen übertrafen die aller bekanntesten Philosophen.“ Und wo er von seinen Mängeln spricht, fügt er hinzu: „wir dürfen aber nicht zugeben, daß diese Mängel die wirkliche Größe seiner Leistungen verbunkeln.“ Und von diesem Manne behauptet Mauthner, daß er ebenso den Denker wie den Beobachter in seiner ganzen Blöße gezeigt habe und sich nur im Schlußkapitel vor seinem Namen beuge, was es nämlich u. a. heißt: „Ich ging an meine Aufgabe voller Enthusiasmus für die Größe des Aristoteles“, und „er steht höher als die meisten von denen, die die Wissenschaft mit großen Ideen erleuchtet haben. . . so hat doch keiner wie er neue Pfade eröffnet“, und von seiner Kraft geredet wird als einer, „die in der Entwicklung der Menschen Epochen gründet“.

Man würde bergleichen nicht verstehen, wenn man nicht wüßte, wie es gemacht wird. Erstens das Zusammensuchen von Tatsachen, Zitaten, Autoritäten, hinter die man sich versteckt, und zweitens die

*) Aus der Halbmonatschrift „Das literarische Echo“, Berlin, Egon Fleißel u. Co.

Sucht, Gelehrsamkeit zu zeigen, die immer imponiert. Bei uns geschieht dies namentlich dadurch, daß man unglaublich viel gelesen zu haben vorgibt, während man tatsächlich nur seine Zitate und Autoritäten zusammengesucht hat, die man zu allen möglichen Zwecken anwenden kann. Wer bestimmte Gebiete der Wissenschaft verfolgt, wird mit Staunen bemerken, daß die heterogensten Dinge über denselben Gegenstand aus demselben Schriftsteller und demselben Literaturgebiet belegt und bewiesen werden. Was ist nicht schon alles über Shakespeare, Goethe und Heine aus ihren Schriften heraus unwiderleglich dargetan worden! Jemand will beweisen, daß Heine sein Leben lang ein guter Jude war, und er beweist es aus seinen Schriften; ein anderer, daß er ein guter Christ war, und er beweist es aus seinen Schriften, und beide zitieren vielleicht unter Umständen richtig, wir finden bei beiden vielleicht dieselben Zitate, die, weil sie nichts beweisen, eben alles beweisen. Da die meisten wissen, wie gedankenlos der moderne Mensch zu lesen pflegt, dürfen sie sich hier eigentlich alles erlauben. Da wird ein Zoologe für eine soziologische Meinung in Anspruch genommen, ob er gleich in der Soziologie derselbe Laie ist, der jeder andere auch ist, vielleicht noch unwissender als mancher gebildete Laie; oder es wird ein Satz zitiert, der mit dem Inhalt dessen, wofür er zitiert wird, gar nichts zu tun hat; man darf immer hoffen, der Leser wird den Blödsinn schon nicht merken. Ein Beispiel: die Homosexuellen sind die wahren Adels- oder Uebermenschen, hörte ich einmal jemand deduzieren; sagt doch schon Schopenhauer: „Seltsame Menschen . . . können nur durch seltsame Verhältnisse glücklich werden . . .“ usw. Der § 598 der „Neuen Paralipomena“, dem diese Worte entnommen sind, hat mit dem Thema des Homosexuälismus nicht das geringste zu tun, und Schopenhauer ist überhaupt kein Gewährsmann für solche Beurteilung. Aber es ist doch immerhin Schopenhauer, und wenn der Spießer Schopenhauer oder Goethe hört, dann meint er, die Sache sei schon ganz in Ordnung und braucht sein Verstandeskräfte nicht weiter anzustrengen. Hier können wir sehen, wie autoritätslustig der Mensch doch ist. Der Teufel kann sich auf die Schrift berufen und der moderne Gelehrte auf Schopenhauer für alles, was er je wird zu beweisen haben: Darwinismus, Antidarwinismus, Idealismus, Realismus u. s. f. Weinake noch größerer Beliebtheit erfreut sich heute bei den Zitatierern Goethe, dessen Lied „An den Mond“ auch schon den höheren Wert der Jünglingsliebe „beweisen“ hat, ob es gleich einem Mädchen in den Mund gelegt ist. Ein reizendes Beispiel führt einmal Karl Spitteler an. Ein Zoologe beschreibt, wie eine Heuschreckenart in Amerika zufolge der menschlichen Ansiedelungen aus einer Gegend vertrieben wird, und schließt dann wie folgt: „So erfahren die Heuschrecken die Wahrheit des goetheischen Wortes: „Nichts auf Erden ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen.“ Man muß sich das nur in die Seele der Heuschrecken hineinendenken! Denn selbst die Heuschrecken müssen am Ende erfahren, daß Goethe immer recht hat. Sonst könnte sein Ruhm vielleicht doch noch nicht ganz fest stehen auf Erden.“

Hier soll nun Goethe freilich nicht die Richtigkeit der Darstellung des Soziologen beweisen, das Zitat ist hier nicht mehr Beweis oder Beispiel, sondern Redeschmuck. Es zeugt nämlich von Bildung und Gelehrsamkeit, besonders wenn man wenig bekannte Ausprüche noch weniger bekannter Autoren zitiert. Da kommt sich der Leser gleich so unwissend und dumm vor, daß er dem Schriftsteller auf den ersten Schreck hin alles glaubt, was dieser zu schwächen für gut findet. Denn der Leser schließt unwillkürlich, daß, wenn der Schriftsteller etwas zitiert, nicht nur das Zitat richtig und beweiskräftig ist, sondern daß er auch Werk und Autor, aus dem er zitiert, ganz genau kennt. Und wenn er sogar Werke und Autoren kennt, von denen er, der Leser, nie etwas gehört hat, wie wird er da erst die Literatur kennen, die er, der Leser, sogar kennt! Diese scheinbar gewaltige Belesenheit imponiert immer. Mit ihr imponieren sogar solche Schriftsteller, die Geist, Talent und Kenntnis genug besitzen, daß sie dergleichen Autorenmacher eigentlich nicht nötig hätten. Denn diese Zitate beweisen gewöhnlich mehr für ihr Gedächtnis, ihren Fleiß und ihre Sammelwut, als für ihre Urteilskraft. Diese Zitiertwut ist fast immer ein Zeichen von literarischem Parvenutum. Gewöhnlich aber ist diese sogenannte Belesenheit der reine Schwindel; und was sie zitieren, haben sie vielleicht den Tag vorher selber erst als Zitat übermittelte bekommen. Sie sagen dann nicht: ich habe bei dem oder dem ein tiefes oder schönes Wort von dem oder dem gelesen. Das würde keinem imponieren; denn das kann ja jedem mal zuteil werden. Sondern bei irgend einer Gelegenheit, wo man an diese Stelle dieses Autors zu allererst denken würde, überfallen sie uns hinterlistig und ganz plötzlich mit diesem Worte, als hätten sie nur nötig, die ganze Literatur so aus den Manschetten fallen zu lassen. Kolossal er Kerl! Diese Zitate imponieren dann je nach dem Grade der Unbildung des Lesers. Ich konnte über dieses Thema jüngst einem Freunde einen erbaulichen Vortrag halten. Er erzählte mir, er wäre bei seinen Literaturstudien auf den Namen eines Autors aus alten vergangenen Tagen gestoßen, der einem sehr berühmten modernen bis auf die Schreibart gleich sei und auch auf demselben Gebiete sich betätigt habe. Er frug mich, ob das nicht ein dankbares Thema für ein Feuilleton sei, das jeder Redakteur mit Ruhmhand nimmt. Ganz gewiß, war meine Antwort, aber so dürfe man sein Gut nicht verschleudern. Im Gegenteil: gar nichts über diesen alten Autor verlautbaren lassen, aber ihn mal ganz gelegentlich heraufbeschwören und dann verwundert tun, daß es immer noch so ungebildete Leute gäbe, die nicht wüßten, daß wir zwei Autoren desselben Namens besitzen, die nur den jüngeren gelesen haben,

während jeder Mensch, der einigermaßen auf Bildung hält, doch jede Zeile auch des älteren kennen muß; daß es sogar Literaturhistoriker und Spezialgelehrte des jüngeren Autors gäbe, die nicht den älteren auswendig wissen, und die Gewissenlosigkeit moderner Literaten also schon wirklich keine Grenze mehr zu haben scheint — hier ist eine vortreffliche Stelle, loszudonnern auf das ungebildete Rad, und der Schulmeister zu spielen, was in Deutschland immer nützlich ist. Das, wie gesagt, ganz plötzlich, ohne daß jemand sich eines Bösen versteht. So müßte er's machen und sein literarischer Ruhm sei auf dreißig Jahre begründet. Auf diese unvorhergesehene siegreiche „Attade“ hin glaubt man ihm alles, was er je gesagt hat oder noch zu sagen lustig sein wird. Sich nur nicht in die Karten gucken lassen. Immer tief entrüstet sein, daß nicht alle Welt weiß, was man eben erst selbst erfahren hat. Erste Regel des Journalisten, Alles ist Technik, auch das Zitieren. Statt wie jene Gelehrten oder Schönredner, von denen oben die Rede war, Zitate zu einem Essay zu suchen, suche man sich lieber den Essay zum Zitat, schreibe ihn um dieses herum, nur darf man es sich nicht merken lassen, sondern man zitiere, als ob einem das Zitat gerade eben bei passender Gelegenheit einfallen, passend nämlich, weil dem Zitat angepaßt. Wenn jemand solche unerwartete Kenntnis vorbringt, wird man dem je glauben, daß es irgend einen Dichter, Philosophen oder Gelehrten gibt, den er nicht kennt?

Indessen kann das Zitat auch der Ausdruck literarischer Bescheidenheit und Ehrlichkeit sein, indem man nämlich das zitiert, was man nicht selber gedacht, sondern bei anderen gefunden hat, und ebenso das, was man zwar selber gedacht, aber ein anderes schon vorher gesagt und besser gesagt hat, als man es selber in jenem Augenblick auszudrücken vermag. Es ist etwas anderes, wenn ich eine Meinung habe, die Goethe auch schon gehabt hat, und ich sie nun in Goethes Worten ausdrücke, weil ich eben keine besseren und passenderen Worte zur Verfügung habe, und es ist etwas anderes, wenn ich meine Meinung durch ein Goethisches Zitat zu beweisen glaube. Ich kann auch noch ein literarpädagogisches Motiv zu dergleichen Zitaten haben, indem ich es dem Leser erleichtere, wenn ich ihm bei einer bestimmter Gelegenheit bekannte Worte statt neuer sage, weil sie ihm bequemer und verständlicher sind und glatter eingehen. Auch verliert der Spießer so viel und fällt so oft und so tief in scheinbar überwundene Zustände des Denkens zurück, daß Zitate noch den besonderen Zweck haben können, ihn daran zu erinnern, daß gewisse Kühnheiten des Denkens für einen gebildeten Kopf gar keine Kühnheiten mehr sind, daß man mit seinem Denken an Stellen sich befindet, die er erreicht haben muß, wenn er an einem Gespräch oder einer Untersuchung teilnehmen will, und daß er sich gefälligst auf dieses Niveau zu erheben hat. Das Zitat als Werkzeichen. Für andere hat es mehr ästhetischen Reiz. Emerson z. B. waren die Zitate die Blumen auf dem Teppich der Gedanken. Er schmückte seine Reden gern mit den lieblichsten Worten, Bildern, Vergleichen, die er finden konnte, und es war ihm sogar gleichgültig, ob er sie bei sich oder anderen fand. Er nahm die Zitate nicht ihrer Autorität, sondern ihrer Schönheit wegen. Oft wußte er selbst nicht einmal, in wessen Garten seine Blumen ausgeblüht waren. Und wenn er es angab, so war es nur die Ehrlichkeit des Schriftstellers, der seine Quelle nennt. Die Zitate, die bei den Gelehrten in der Anmerkungen stehen, haben gewöhnlich diese Bedeutung. Aber man sieht, selbst hier ist das Moralische und das Schöne nicht zu vereinen.

Beim Zitieren kommen so ziemlich alle Tugenden und Untugenden zur Geltung. Auch des Lesers, der, indem er das Motiv des Zitats verkennt, unter Umständen den Autor noch nachträglich fälscht. Wenn Zitate überhaupt etwas beweisen, so gewöhnlich das Gegenteil dessen, was sie beweisen sollen, nämlich die Armut und nicht den Reichtum des Schriftstellers. Selbst der Kritiker kommt mit einem Minimum von Zitaten aus, wenn er den Gegenstand durchdrungen hat. Am meisten zitieren gewöhnlich die, die dem Werke, das sie besprechen, am unfreiesten gegenüberstehen. Bücher, die angeschwollen sind durch Zitate, Quellen, Briefe, Akten usw., sind ein Beweis, daß der Autor seinen Stoff noch nicht verdaut hat, denn sonst brauchte er weniger zu zitieren. Je selbständiger der Kritiker oder Gelehrte dem Gegenstand gegenübersteht, je besser er und womöglich auch der Leser ihn kennt, um so geringer wird das Bedürfnis nach Zitaten sein. Man kann heute ein Buch über Goethe schreiben, ohne ein einziges Goethe-Zitat, weil man annehmen darf, daß man vollkommen verstanden wird und auch ohne Zitate sagen und beweisen kann, was man will. Die Zitate laufen dann nämlich unterhalb der Rede oder Bewußtseinschwelle von selber mit. Wenn ich z. B. vom Spinozismus im „Faust“ rede, werde ich die berühmten Verse doch nur zitieren, wenn ich ungebildete oder unsichere Zuhörer habe. Den Gebildeten würde ich geradezu beleidigen durch das Zitat, vorausgesetzt, daß das Zitieren nicht ein Rezitieren wird und den Zweck hat, den Zuhörer nicht zu belehren, etwas zu beweisen oder zu belegen, sondern ihn vielmehr künstlerisch zu erfreuen, eine vielleicht nächsterne Deduktion angenehm zu unterbrechen und den Hörer in eine poetische Stimmung zu versetzen. Das Zitat als oratorisches Mittel. Hiermit hat man aber seinen eigentlichen Kreislauf verlassen. Der Redner verschwindet und überläßt einem Höheren das Wort.

Kleines feuilleton.

— **Tiroler Idylle.** Der Wiener „N. Fr. Pr.“ wird geschrieben: In Südtirol zieht schon der Frühling ein, die Bergwiesen werden grün, Apfelbäume blühen und der laue Wind trägt den Wohlgeruch aus dem Garten durchs offene Fenster ins Zimmer. Aber im Herzen Tirols gibt es noch Sommerfrischen, die tief im Schnee liegen und wo jetzt noch arger Winter herrscht. Da liegt ein Dörfchen in einem breiten Tal, überragt von den Zadenkronen der Dolomiten. Im Sommer herrscht hier regstes Leben. Durch die breite Straße fahren vollgepropfte Hotelomnibusse, vor den Gasthäusern stehen betretene Portiers, ein ganzes Volk von Kellnern und Kellnerinnen, Croons und Bergführern nimmt den Reisenden in Empfang, der froh sein muß, wenn er noch irgend ein Zimmer findet. Verschlafen liegt jetzt das Dorf im Schnee. Manche Häuser sind fast ganz eingeargt im weißen Mantel, die kleinen Gäßchen sind durch Dachlawinen versperrt. Kein Mensch auf den Straßen. Im großen Hotel wohnt ein einziger verirrter Gast. Wenn er abends in der Wirtsstube sitzt, erzählt ihm die Wirtin von den winterlichen Freuden des Ortes. Im Sommer herrscht hier der Fremde. Alles beugt sich vor ihm, alles eilt, ihm zu dienen. Von seinem Gelde lebt ja das Dörfchen das ganze Jahr hindurch. Im Winter aber führt der Propst hier ein strenges Regiment. Er kam aber, auch auf die Idee, zur Erheiterung und zum Wohle der Gemeinde Theater spielen zu lassen. Es gibt ein Theaterchen im Orte, und dafür schafft der Propst Repertoire und Spieler. Frauen dürfen auf dieser Bühne nicht auftreten. So gibt man den „Freischütz“ mit Weglassung der Frauenrollen und der Musik. So gibt man fromme Märchen, in denen nur Männer vorkommen dürfen. Wird irgendwo in der Umgegend getanzt, flugs setzt man eine Theatervorstellung an, damit die Bewohner durch die Teilnahme am Tanze nicht Seelenschaden nehmen. —

br. Das Wertverhältnis von Gold zu Silber ist ein ständig wechselndes, der größte Teil der Währungsfragen ist durch die Nichtständigkeit dieser Wertverhältnisse bestimmt. Schon das Altertum rechnete mit diesen Schwierigkeiten, deren Aufklärung für die Weltgeschichte von großer Bedeutung ist. Den von der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlichten Untersuchungen über „die ptolemäischen Münz- und Rechnungswerte“ verdanken wir einige Aufhellungen dieser wirtschaftsgeschichtlich bedeutsamen Tatsachen.

Die Wertmetalle Gold, Silber und Kupfer standen nach der Münzordnung Ptolemaios I. (um 305 v. Christi Geburt) in festen Verhältnissen zu einander. Das Silber galt 120 Mal so viel wie Kupfer, das Gold stand zum Silber im Verhältnis von 1:11½ bez. 12. In Babylonien und Assyrien sowie später im persischen Reiche ist das Gold bei den königlichen Kassen zum 13½fachen Werte des Silbers gerechnet worden. Für Ägypten seit Chusis Regierung bis zu den Zeiten der Perserherrschaft haben sich Wertverhältnisse von 11—11½ zu 1 ergeben. In Athen ist um das Jahr 440 v. Chr. ein Gewicht Goldes zum 14fachen Werte des Silbers geschätzt worden. Die persische Währung, die die griechische beeinflusste, kannte das Verhältnis 1 zu 13. Ausnahmeweise war in Griechenland und Italien das Verhältnis von 10 Silber = ein Gold, sonst in Griechenland 1 = 11½, —14. Die Werte des Kupfers sanken. Betrugen sie unter den Ptolemäern 1 Silber = 120 Kupfer, so später 1 Silber = 131¼ bis 133¾ Kupfer, gegen Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. und später 1 Silber = 375—500 Kupfer, im ersten Jahrhundert n. Chr. 450 oder 500 oder 580 Kupfer = 1 Silber.

Geographisches.

— Die thypischen Formen der Meeresküsten zählt H. Meylaff im Progr. d. Domgymnas. zu Stolberg für 1904 auf, und zwar unterscheidet er als Typen an Längsküsten den nordwestlichen oder fjordtypus und den dalmatinischen. Unter ersterem verstehen wir lange, enge, von überaus steilen Wänden eingefasste, nach dem Innern des Landes zu sich verzweigende Meereshuchten. Beim Dalmatinertypus bilden mit geringen Ausnahmen Längstäler die tief einschneidenden Buchten, zu denen oft nur enge, gefährliche Eingänge führen. Die Typen an Querküsten kann man in den Rias- und den algerischen Typus einteilen. Der erstere ist gewissermaßen der dalmatinische Typ an Querküsten. Beim algerischen Typus sind der kräftig wirkenden Brandungswelle die weicherer Gesteine unterlegen, während die festeren als weit vorspringende Halbinseln stehen bleiben; positive Strandverschiebung verstärkt die Wirkung der Brandungswelle; so finden wir den Typus der beinahe halbkreisförmig von hohen steilen Vorgebirgen begrenzten Buchten. Als Typen an Schollenküsten stellt Meylaff auf den Limanthypus, den großbritannischen, den normannischen, den schwedisch-finnischen und limbrischen. Bei ersteren werden bei unverändertem Meeresstrand die Gasse allmählich von dem Flußalluvium ausgefüllt; beim britanischen Typus — namentlich an der Südküste Englands — tritt uns das Beispiel einer durch Flußmündungen wohl aufgeschlossenen neutralen Hochküste entgegen; das Gegenstück bringt der normannische mit seiner unabharen Küste. Der schwedisch-finnische Typus zeichnet sich durch dichte Schwärme kleiner Küsteneinseln, durch geringe Erhebung der Küste und geringe Tiefe der Meeresinschnitte aus. Im limbrischen Typus stoßen wir auf vielverzweigte Meeressarme von mäßiger Tiefe, durch die das

flachbodige Land in regellos gestaltete große und kleine Inseln aufgelöst wird; namentlich die Nordküste Nordamerikas und der vorgelagerte artische Archipel bieten schöne Beispiele. An den Schwemmlästen haben wir es mit dem hindereindischen, Lagunen-, gastognischen, friesischen, Guayana- und patagonischen Typus zu tun. — („Globus.“)

Medizinisches.

hr. Die Schwindsucht bei den verschiedenen Rassen. Bei der großen Ausbreitung der Lungenschwindsucht ist es auffallend, daß dieselbe in gewissen Gegenden, z. B. in manchen Gebirgsgegenden und auch in manchen Tiefebeneu selten vorkommt. Man hat dies auf klimatische Einflüsse zurückführen wollen und den Bewohnern dieser Gegenden eine gewisse Immunität zugesprochen. Tatsächlich ist das Vorkommen der Tuberkulose aber weniger von klimatischen als von kulturellen Einflüssen abhängig. Wenn diese einwirken, so bleibt keine Rasse verschont. So kennen die Ägypter, wenn sie als Nomaden in der Wüste leben, die Schwindsucht nicht; sie werden aber davon massenhaft befallen, wenn sie in un günstigen Lebensverhältnissen Kairo's ausgesetzt sind. Interessante Studien über das Vorkommen der Tuberkulose bei den verschiedenen Rassen hat Dr. Huber in New York angestellt, welche Stadt für derartige Studien einen besonders günstigen Boden abgibt. Er fand, daß die Neeger der Schwindsucht in außerordentlichem Maße ausgesetzt sind, seitdem die Zivilisation der Weißen zu ihnen gelangt ist. Ebenso blieben die Indianer von der Schwindsucht verschont bis zu ihrer Verührung mit den Weißen. Sehr groß ist die Sterblichkeit der Chinesen an Tuberkulose infolge ihrer unhygienischen Lebensweise. Von den europäischen Völkern werden die Iren und Italiener am meisten mitgenommen. Am wenigsten werden die Juden befallen; als Grund hierfür wird ihre Mäßigkeit im Genuße alkoholischer Getränke sowie ihr Festhalten an den jüdischen Speisegesetzen angegeben. —

Meteorologisches.

g. Warme Sommer — kalte Winter. Eine meteorologische Regel sagt, daß auf einen sehr warmen Sommer ein sehr kalter Winter zu folgen pflegt; freilich gilt diese Regel nicht ausnahmslos, aber in der größeren Zahl von Beobachtungsfällen trifft sie zu, und es scheint, als ob die Zahl derjenigen Fälle, in denen die Regel nicht zutrifft, dadurch ungebührlich vergrößert wird, daß oberflächliche Betrachtungen die Verhältnisse anders darstellen, als sie tatsächlich sind. Ein Beispiel dafür liefert die Zusammenstellung des jüngsten Sommers mit dem eben zu Ende gegangenen Winter. Daß der Sommer des Jahres 1904 insofern zu den heißesten überhaupt beobachteten zu rechnen ist, als in ihm ungewöhnlich lange Perioden ununterbrochener Hitze zu beobachten waren, kann nicht bezweifelt werden. Dagegen macht der Winter 1904/1905 auf den ersten Anblick den Eindruck eines gelinden, mindestens eines nicht sehr kalten, und es scheint danach, als ob er eine Ausnahme von der meteorologischen Regel darstellt. Aber wenn man den Dingen genauer auf den Grund geht, stellt die Sache sich doch etwas anders dar. Man wird sich noch erinnern, daß bei Beginn des Jahres 1905 in ausgedehnten Landstrichen eine plötzlich eingetretene große Kälte herrschte. In Pola an Adriatischen Meer sank in der Silbesternnacht das Thermometer auf Null Grad und am 1. Januar noch weiter, es hielt sich während des ganzen ersten Januartages bei 3 Grad unter Null und sank in der darauffolgenden Nacht ziemlich schnell noch weiter; um 4½ Uhr am Morgen des 2. Januar hatte es seinen tiefsten Stand mit 8/10 Grad unter Null erreicht. Dieser Stand ist aber der tiefste, den das Thermometer dort aufwies, seit in Pola überhaupt meteorologische Beobachtungen registriert werden, und das ist der Fall seit dem Jahre 1865. Damit verbinde man die Tatsache, daß am gleichen Orte die Mitteltemperatur des Monat Juli die höchste ist, die ebenfalls seit dem Jahre 1865 konstatiert wurde, sie betrug nämlich 25/10 Grad; dann hat man in der Tat das Zusammentreffen, daß auf die größte Sommerhize seit 1865 unmittelbar ein Winter folgte, der die tiefste Temperatur aufwies, und der Fall, der sich bei ungenauer Prüfung als eine Ausnahme von der Regel zu erweisen schien, verändert bei sorgfältigem Zusehen seinen Charakter dahin, daß er sich als Verstärkung der Regel darstellt. —

Humoristisches.

— Ein treues Weib. Der Herr Oberlehrer Schnecke hat ein Trauerspiel verfaßt, das endlich aufgeführt wird. — Als man am Schluß den Autor herausklatst, erscheint auch seine vor Glück strahlende Gattin — und bedankt sich. —

— Begreiflich. Gast: „... Na, das muß ich schon sagen, so kleine und so teuere Portionen wie hier sind mir mein Lebetag noch nicht vorgesetzt worden! ... Wie kommt das nur?“

Kellner: „Unter uns gesagt ... unser Chef ist ein verkrachter Apotheker!“ —

— Rücksichtslos. „Na, Huberbauer, warum denn so wild?“ „Ja, Teufel, soll ma' da nat'wid wer'n! ... Wie Sie ja wissen, is mei' beste Sau am Hint'rad'n. Da hat mir der Wader den Rat 'geb'n, ich soll' s' auf d' Landstrah'n leg'n und von an Automobiler z'fammfahr'n lass'n. — Nicht, i' bring' mei' Sau auf d' Landstrah'n — da kommt schon so a' Stinkflah'n herg'slog'n. I' g'ht'wind hinter an' Zaur. Jez' is 's gut — hab' i' mi' denk'! ... Wissen S', was g'sch'eh' is? ... Ausg'wich'n is er, der Tropf, der miserablige!“ — („Fliegende Blätter.“)